

Herz an Verstand

Patricia Renoth

Copyright © 2020 Patricia Renoth
Alle Rechte, einschließlich die des vollständigen oder teilweisen
Nachdrucks in jeglicher Form, sind vorbehalten.

Patricia Renoth, Friedensstr. 24, 85622 Feldkirchen

patricia.renoth@gmx.de

www.PatriciaRenoth.com

Covergestaltung:

Patricia Renoth

Bild von Bellinon auf Pixabay

Bild von knowles537 auf Pixabay

FÜR ALLE BEI DENEN SICH HERZ
UND VERSTAND AUCH MANCHMAL
NICHT EINIG SIND



PLAYLIST

Alice Merton – Why so Serious
David Bowie – Heroes
David Bowie – Space Oddity
Puddle of Mudd – Blurry
The Weeknd – Blinding Lights
Snow Patrol – Chasing Cars
Philipp Poisel – Eiserner Steg (Klavier Version)
Coldplay – The Scientist

Diese Lieder haben mich beim Schreiben des Buchs begleitet, und sie spielen auch inhaltlich fast alle eine Rolle. Wenn Du also noch tiefer eintauchen willst, in die Welt von „Herz an Verstand“, dann hör Dir gerne die Songs beim Lesen der Stellen an, an denen sie erwähnt werden. Es lohnt sich! Ich habe Dir auf Spotify eine Playlist zusammengestellt. Du findest den Link auf meiner Website.

Ein dickes Dankeschön an die Künstler, die mich mit ihrer Musik inspiriert haben.

KAPITEL 1

Ich wollte ihn nie wieder sehen. Ihm nie wieder die Macht geben mich zu verletzen. Mich anzufassen. Mir nahe zu sein. Und ich hatte Angst. Ich hatte tatsächlich Angst vor ihm. Vor dem Menschen, mit dem ich drei Jahre meines Lebens verbracht hatte. Mit dem ich alles geteilt hatte. Den ich geliebt hatte.

Ich hätte niemals gedacht, dass mir einmal so etwas passieren könnte. Niemals. Wie oft hatte ich am TV-Bildschirm mit anderen mitgelitten, bei solchen Geschichten. Aber niemals wäre es mir in den Sinn gekommen, einmal an dem gleichen Punkt zu stehen. An ihrer Stelle zu sein. Aber es war passiert. Diese eine Sache war nun ein unauslöschlicher Punkt in meiner Lebensgeschichte. Ein hässlicher Fleck, den man nicht einfach so wegwischen konnte. Ein schwarzes Loch. Im Moment ein noch nicht all zu großes. Und ich würde dafür sorgen, dass das auch so blieb.

Ich zerrte meinen Trolley über das Hamburger Kopfsteinpflaster. Aber ich kämpfte nicht nur mit dem

unebenen Boden, sondern auch in mir selbst tobte ein Kampf.

Warum nur habe ich es so weit kommen lassen? Es hat Anzeichen gegeben. Unbestreitbar. Und ich habe sie alle ignoriert. Die Reißleine hätte ich viel früher ziehen müssen.

Ich beschleunigte meine Schritte. Eine irrationale Angst trieb mich voran. Ich sah mich hektisch um, ob mir auch niemand folgte. Ob er mir nicht folgte. Ich hatte extra meinen Zug umgebucht. Eigentlich wäre ich erst gegen 15 Uhr zurückgefahren. Aber nachdem gestern meine Welt ins Wanken geraten war, hatte ich noch in der Nacht, vom Hotel aus, ein Ticket für die Bahn um 8.02 Uhr gekauft. Ich wollte nur noch weg. Und ich wollte ihm nicht die Chance geben, mich zu finden. Mich im schlimmsten Fall am Bahnhof abzupassen. Tränen sammelten sich in meinen Augen. Noch mehr Tränen. Noch mehr Traurigkeit. Sie überwältigte mich erneut. Unvermittelt. War plötzlich da, wie eine Sturmflut und umspülte meinen ganzen Körper. Ich blieb stehen. Atmete tief durch. Versuchte, mich zu fangen und wieder Herr meiner Gefühle zu werden. Aber wie sollte das gehen? Mein Leben hatte plötzlich dieses schwarze Loch. Diese hässliche angesengte Stelle.

Mit fahrigen Bewegungen wischte ich mir die Tränen aus dem Gesicht und kramte eine Sonnenbrille aus meiner Handtasche. Ich tauschte sie gegen meine Sehbrille. Es war mir unangenehm, mitten in der Öffentlichkeit von meinen Emotionen überwältigt zu werden. Ich dachte, das Schlimmste läge hinter mir. Aber ich hatte mich wohl schon wieder getäuscht.

Ein Blick auf meine Armbanduhr verriet mir, dass ich nicht mehr allzu viel Zeit hatte. Ich hätte mir doch ein Taxi nehmen sollen. Ich atmete noch einmal tief ein und aus.

Versuchte meine Gedanken abzuschütteln, die nicht aufhörten, um die Geschehnisse des gestrigen Abends zu kreisen. Sein Gesicht. Seine Augen. Seine Wut.

Energisch packte ich meinen Koffer und bewegte mich strammen Schrittes auf das Bahnhofsgebäude zu. Trotz der frühen Uhrzeit herrschte hier geschäftige Betriebsamkeit. Es wurde umarmt, geherzt, geküsst, verabschiedet und begrüßt. Ein ganz normaler Tag für so viele Menschen. Nur nicht für mich. Auf der Informationstafel überprüfte ich noch einmal das Gleis. Es hatte sich nicht verändert. Ich nahm die Rolltreppe, die zum Bahnsteig führte. Der ICE stand schon bereit. In meinem Handy suchte ich nach der Wagennummer.

Ich reserviere immer einen Sitzplatz, nachdem ich einmal die Reise von Hamburg nach München auf dem Gang und im Bordbistro verbringen musste. Gestern waren nicht mehr viele Plätze frei gewesen und ich hatte leider keinen Sitz mit Tisch ergattern können. Dazu war es auch noch ein Fensterplatz. Wenn jemand neben mir sitzt, den ich nicht kenne, ist mir der Platz am Gang deutlich lieber. Ich habe eine typische Mädchenblase und will nicht ständig meinen Nachbarn bitten müssen, mich rauszulassen – was noch unangenehmer ist, wenn die Person schläft. Aber das sollte heute wirklich meine geringste Sorge sein. Ich wollte einfach nur so schnell wie möglich weg von hier. Weg von ihm.

Ich verstaute meinen Koffer in der Gepäckablage über den Sitzen. Er war klein, handlich und nicht besonders schwer. Ich war nur übers Wochenende in Hamburg gewesen. Wie so oft in den letzten zwei Jahren. Aber dies war wohl erst einmal meine letzte Reise hierher gewesen – für lange Zeit.

Ich setzte mich ans Fenster, meinen Rucksack auf den Knien und blickte nach draußen auf den Bahnsteig. Die Wahrscheinlichkeit, dass er noch kam, war gering. Aber trotzdem ließ mich diese innere Unruhe nicht los. Ich wartete sehnsüchtig darauf, dass sich die Türen schließen würden und ich dieses Kapitel hinter mir lassen konnte. Ein erneuter Blick auf die Uhr sagte mir, dass der Zug in acht Minuten abfahren würde.

Nur noch acht Minuten, Anni. Dann kannst du es hinter dir lassen.

Auch wenn das natürlich nicht wirklich stimmte. So schnell wurde ich das Erlebte nicht los. Aber es fühlte sich so an, als würde die Abreise es besser machen – würde zumindest räumliche Distanz schaffen, zu dem gestrigen Ereignis.

Um mir die Zeit zu vertreiben, holte ich ein Buch aus meinem Rucksack. Ich hatte es auf der Hinfahrt schon fast zu Ende gelesen. Und ich fand es furchtbar. Es war eine unheimlich deprimierende Geschichte über eine 17-Jährige, die erfuhr, dass ihr vermeintlicher Patenonkel eigentlich ihr Vater war. Sie konnte ihm diese Lebenslüge nicht verzeihen. Es war ein ständiges Hin und Her, und die Stimmung des Buches war bedrückend. Aber ich hatte die Hoffnung, dass es jetzt am Ende noch eine unerwartete Wendung geben würde. Als ich es aufschlug, fiel mir auf, dass ich noch immer die Sonnenbrille trug.

Wahrscheinlich siehst du unter der Brille aus wie ein Waschbär.

Ich klappte den Tisch vor mir herunter, legte das Buch darauf ab und machte mich auf den Weg zur Toilette, um die schlimmsten Spuren meiner Gemütslage zu beseitigen. In der Kabine roch es muffig. Das war aber allemal besser als der Uringestank, den viele Zugtoiletten sonst

verströmten. Ich blickte in den Spiegel und nahm die Sonnenbrille ab. Nun sah ich die Welt verschwommen.

Ich bin kurzsichtig und trage meistens eine Brille. Kontaktlinsen sind mir einfach zu anstrengend. Außerdem mag ich mein Gesicht mit Brille. Es wird mit ihr zumindest ein kleines bisschen außergewöhnlich.

Ich beugte mich näher vor, um mich im Spiegel scharf zu sehen. Ein Seufzen entwich mir. Mein Anblick bot nicht gerade Grund zu Freudensprüngen. Ich hätte mich heute Morgen doch gegen das Schminken entscheiden sollen. Mit einem Papiertaschentuch versuchte ich, das verschmierte Augen-Make-up in den Griff zu bekommen. Dann zog ich einen Kosmetikbeutel aus meinem Rucksack und brachte das Desaster wieder halbwegs in Ordnung. Gegen die glasigen Augen konnte ich allerdings nichts tun.

Wahrscheinlich sieht dir jeder aus zehn Kilometern Entfernung an, dass du geheult hast.

Ich seufzte erneut und setzte wieder meine Sehbrille auf. Ich liebe das markante Gestell. Es ist oben schwarz und wird dann unter dem Auge transparent. Ich habe schon viele Komplimente für die Brille bekommen. Aber wie so oft dachte ich mir beim Blick in den Spiegel auch, wie durchschnittlich ich doch war: braune Augen, braune, leicht gewellte Haare, die mir bis zu den Schultern fielen, mittelmäßig attraktiv. Das Einzige, was an meinem Gesicht wirklich heraussticht und das ich deshalb sehr mag, sind meine Lippen. Ich habe wunderbar volle und schöne Lippen á la Angelina Jolie.

Immerhin. Sei mit dem zufrieden, was Du hast.

Nur manchmal würde ich mich eben ganz gerne etwas weniger durchschnittlich fühlen.

Ich machte mich auf den Weg zurück zu meinem Platz. Der Zug hatte sich inzwischen deutlich gefüllt. Es müsste jeden Moment losgehen. Endlich! Der Platz neben mir war immer noch leer. Die digitale Anzeige darüber verrät mir aber, dass er reserviert war. Und zwar von Hamburg bis zur Endstation in München. Also die gesamte Strecke – wie bei mir. Innerlich begann sich, Hoffnung zu regen. Vielleicht würde die Person, die reserviert hatte, doch nicht kommen. Wie viel angenehmer wäre die über sechsstündige Fahrt ohne einen direkten Sitznachbarn. Denn oft habe ich Pech. Es gibt genau zwei Spezies, die es sich meistens neben mir gemütlich machen: Die einen sind sehr redselige Personen, die sich die ganze Zugfahrt unterhalten wollen und alles Mögliche und Unmögliche kommentieren. So hatte ich schon eine Nebensitzerin gehabt, die mir die ganze Zeit über erklärt hatte, was draußen landschaftlich zu sehen war.

Ich versuche, den mitteilbaren Menschen dann trotzdem immer zuzuhören. Manche sind einsam und brauchen jemanden zum Reden, andere wollen sich so eben die Zeit vertreiben. Ich dagegen lese lieber oder höre Musik. Aber ich bringe es meistens nicht übers Herz, die Leute abzuwürgen, und höre mir ihre Geschichten an. Manchmal ist auch etwas Interessantes dabei. Immerhin weiß ich jetzt, dass kein Haus in Deutschland mehr als 6,3 Kilometer vom nächsten entfernt liegt. Oder, dass Süßwasserfische pinkeln und Salzwasserfische trinken.

Die zweite Spezies, die häufig den Platz neben meinem ergattert, sind Manager-Typen im Anzug. Sie haben immer eine große Zeitung dabei, die sie ganz weit ausbreiten und dabei die Armlehne in der Mitte wie selbstverständlich für sich beanspruchen. Immerhin wollen die sich meistens nicht unterhalten. Aber trotzdem kann ich mich schwer

entscheiden, welche Spezies mich mehr anstrengt. Weshalb ich sehr hoffte, zumindest heute verschont zu bleiben.

Ich hätte es wirklich verdient.

Ich hörte die Pfeife des Schaffners und schloss kurz die Augen. Ich atmete tief durch. Seit gestern war das eines der Mittel, die mich davon abhielten, wahnsinnig zu werden. Das beklemmende Gefühl in meiner Brust ließ langsam nach. Endlich weg von hier. Rummms. Ich öffnete vor Schreck die Augen und sah als erstes einen riesigen Seesack, den jemand auf dem Boden vor den Sitzen abgestellt, beziehungsweise dem Geräusch nach zu urteilen, eher abgeworfen hatte. Innerlich stöhnte ich auf.

Das war's dann wohl mit meiner ungestörten Zugfahrt.

Der Seesack schloss den Manager-Typen mit Financial Times unter dem Arm allerdings schon einmal aus. Mein Blick wanderte nach oben, um zu sehen, mit wem ich es zu tun hatte. Doch bevor ich mein Gegenüber richtig wahrnehmen konnte, rollte der Zug mit einem kleinen Ruck an. Was zur Folge hatte, dass der Mann – so viel konnte ich immerhin erkennen – aus dem Gleichgewicht geriet. Und das wiederum hatte zur Folge, dass der Seesack, den er eben angehoben hatte, wahrscheinlich, um ihn in der Gepäckablage zu verstauen, halb auf dem Nebensitz und halb auf meinem Schoß landete. Der Verschluss löste sich, und ein paar der Habseligkeiten des Besitzers kullerten auf den Boden oder fielen mir direkt in die Arme.

„Oh, verdammt! Entschuldigung! Es tut mir sehr leid.“ Man hörte, wie peinlich die Sache dem Unbekannten war. Deshalb riss er wahrscheinlich auch mit seiner ganzen Kraft an dem Gepäckstück, um es möglichst schnell von mir herunterzubekommen. Dabei fielen erneut Sachen unkontrolliert heraus.

„So was Blödes“, schimpfte mein potenzieller Sitznachbar.

„Nicht so schlimm. Ist doch nichts passiert“, versuchte ich ihn zu beschwichtigen. Wir fingen beide an, die Sachen wieder einzusammeln: Taschentücher, Kopfhörer, eine Zeitschrift, eine Bäckertüte und noch weiteren Kleinkram. Mein Buch war durch das Missgeschick ebenfalls vom Tisch gerutscht. Wir griffen beide gleichzeitig danach. Als er versehentlich mein Handgelenk berührte, zuckte ich vor Schmerz zurück. Ich versuchte, mir nichts anmerken zu lassen. Er hob das Buch auf und wollte es in seinem Gepäck verstauen.

„Äh, ich glaube, das ist meins“, versuchte ich ihn zu stoppen.

Er sah erst mich verwirrt an, dann das Buch und dann wieder mich. Anstatt es mir zurückzugeben, öffnete er es an der eingemerkten Stelle. Ich hatte ein einfaches Papplesezeichen hineingelegt, mit dem Spruch: „Lesen ist nichts für Feiglinge.“ Ich hatte es in irgendeiner Bahnhofsbuchhandlung gekauft, und es begleitete mich schon seit mindestens einem Jahr. Ich sah ihn fragend an. *Warum gibt er mir denn das Buch nicht zurück? Scheint ja ein seltsamer Vogel zu sein. Warum gerate ich immer wieder an solche komischen Leute?*

Ich wurde schon fast ein bisschen ärgerlich, als er anfang, mit seiner linken Hand in dem Seesack zu wühlen, während er in der rechten immer noch mein Buch festhielt. Schließlich zog er etwas hervor und hielt es mir triumphierend hin. Es war das gleiche Buch.

„Deshalb dachte ich, es wäre meines.“ Er zuckte mit den Schultern.

In der Zeit, in der er das Buch-Pendant gesucht hatte, hatte ich ihn mir genauer angesehen. Er war groß. Richtig groß. Mit Sicherheit an die zwei Meter. Seine Statur konnte man unter dem dick gefütterten Parka nur erahnen. Ein Spargeltarzan war er auf jeden Fall nicht. Seine blonden Haare trug er in einem Knoten hinten am Kopf, und er hatte einen kurzen, sehr gepflegten Bart. In seinem rechten Ohr trug er einen kleinen, runden Ohrstecker aus Holz. Alles in allem sah er aus wie ein fleischgewordener Wikinger. Zumindest so, wie ich mir einen vorstelle. Ein sehr ansehnlicher Wikinger.

„Das ist ja ein witziger Zufall.“

Wieso witzig? Sehr eloquent heute, Anni.

Meine Musterung hatte mich irgendwie abgelenkt. „Ich meinte eigentlich: was für ein erstaunlicher Zufall“, schob ich nach.

„Ja, das stimmt.“ Er gab mir mein Exemplar zurück und fing an, sich aus seiner Jacke zu schälen.

„Wie weit bist du schon?“, fragte ich ihn.

„Ich glaube, ich habe noch so ungefähr 50 Seiten. Ein paar mehr als du.“ Endlich hatte er seinen Seesack sicher in der Gepäckablage über unseren Sitzen verstaut. Dann hob er einen alten und schon ziemlich ramponierten Gitarrenkoffer vom Boden auf. Der war mir bisher gar nicht aufgefallen. Der Wikinger suchte nach einem freien Platz, um das Instrument unterzubringen, und legte es schließlich in die Ablage auf der gegenüberliegenden Seite.

„Ich warte sehnsüchtig auf ein positives Ende. Bisher finde ich die ganze Geschichte ziemlich deprimierend“, kam ich wieder auf das Buch zurück. Wahrscheinlich gefiel es ihm total gut und ich hatte mich jetzt als Anhängerin der leichten Literatur mit Happy End geoutet. Obwohl es mir

gar nicht um ein glückliches Ende ging, eher um ein wenig Hoffnung. Aber meine Bedenken waren unbegründet.

„Ich kann auch nicht so viel damit anfangen. Ich tue mich nur schwer, ein Buch einfach abzubrechen. Alleine deshalb lese ich es zu Ende“, erwiderte er.

„Puh, da bin ich froh, dass es nicht nur mir so geht. Es ist immerhin in den Bestsellerlisten ganz weit oben, und die Kritiken sind wahnsinnig gut. Ich kann allerdings überhaupt nicht verstehen, warum“, sinnierte ich.

„Ich fürchte, das Literaturverständnis fehlt mir bei diesem Buch auch. Ich oute mich als Banause.“ Er setzte sich. Seine langen Beine fanden allerdings kaum Platz, und es sah nicht wirklich so aus, als wäre es bequem für ihn. Dann drehte er sich zu mir und lächelte mich zum allerersten Mal an. Es war ein freundliches Lächeln. Etwas verhalten. Und trotzdem war es – wow! Selbst in meiner aktuellen Gemütslage konnte ich nicht übersehen, wie attraktiv er war. Sein Lächeln war ansteckend, und obwohl ich nicht geglaubt hatte, meines so schnell wiederzufinden, lächelte ich zurück. Es war kein dickes Grinsen, aber ein zartes Mundwinkel-nach-oben-Schieben. Ein Anfang. Ein Lichtblick.

Ich schlug das Buch an der Stelle mit dem Lesezeichen auf.

„Ich bin gespannt, ob mich der Schluss doch noch vom Gegenteil überzeugen kann“, teilte ich dem Wikinger mit und begann zu lesen.

Etwa eine Stunde später legte ich das angebliche Literaturwunderwerk zur Seite. Es hatte mich von meinem aktuellen Gefühlschaos abgelenkt, aber das war auch schon alles gewesen. In dem Moment klingelte mein Handy. Ich

zog es aus der Vordertasche meines Rucksacks und las den Namen meiner Freundin Lea auf dem Display. Ich wollte das Gespräch auf keinen Fall hier annehmen. Deshalb fragte ich meinen Nachbarn, ob er mich kurz rausließe. Ich schnappte mir meinen Rucksack und verließ das Großraumabteil. Im Gang vor den Toiletten war nichts los, und so blieb ich hier stehen. Mein Handy hatte mittlerweile aufgehört, zu klingeln. Ich öffnete die Anruferliste und rief Lea zurück. Sie ist nicht nur meine beste Freundin, sondern auch eine Arbeitskollegin. Lea war die Erste gewesen, die ich gestern nach der Sache angerufen hatte.

Nach nur einem Klingeln hob sie ab.

„Ich dachte schon, irgendwas ist passiert, weil du nicht drangegangen bist!“, warf sie mir vor.

„Das ist ja mal eine freundliche Begrüßung“, erwiderte ich überrumpelt.

„Es tut mir leid. Ich hab mir eben Sorgen gemacht. Wie geht's dir?“

Ich überlegte kurz. Irgendwie war mein erster Impuls immer, eine solche Frage mit „gut“ zu beantworten. Aber ich war meilenweit weg von gut, und das sagte ich ihr auch.

„So ein riesen Schlamassel! Wenn ich den in die Finger kriege! Ich denke immer noch, dass du ihn anzeigen solltest. Ich kann es echt nicht fassen, dass das passiert ist. Bist du gut zum Zug gekommen?“

„Ja, bin ich. Keine besonderen Vorkommnisse. Er war nicht da, und er hat sich nach seinen 20 unbeantworteten Anrufen gestern auch nicht mehr gemeldet.“

„Geh bloß nicht ran, wenn er anruft! Versprich mir das! Wir müssen uns erst einen Schlachtplan überlegen.“

„Keine Sorge! Das werde ich nicht. Ich will aber auch keinen Schlachtplan. Ich will ihn einfach nur nie wieder

sehen und nie wieder mit ihm sprechen. Ich will ihn aus meinem Leben löschen. Zumindest von jetzt an. Ich hätte es schon viel früher beenden sollen. Warum habe ich es nicht früher beendet, Lea?“ Die Frage meinte ich wirklich ernst.

„Mach dir keine Vorwürfe! Du kannst nichts dafür, dass er so ein Arschloch ist. Entschuldige die Ausdrucksweise. Du hast ihn geliebt. Da will man immer nur das Gute sehen. Das ist kein Fehler.“

„Aber es gab Anzeichen. Seine Eifersucht. Die vielen Streits, die wir hatten. Wie er den Spiegel zerbrochen hat. Wie wütend er oft geworden ist“, warf ich ein.

„Trotzdem. Ich hätte auch nie gedacht, dass er dir gegenüber mal gewalttätig wird. Der feine Herr Bankangestellte, mit seinem Hochglanzäußeren und mit seinem umso schäbigeren Inneren. Da tun sich Abgründe auf. Hast du dir das mit der Polizei noch mal überlegt?“

„Ja. Ich werde ihn nicht anzeigen.“

„Warum nicht?“

„Weil ich mich lächerlich mache. Er hat mich ja nicht geschlagen oder so.“ Die Bilder des gestrigen Abends schossen mir durch den Kopf. Wir waren in einem neuen italienischen Restaurant gewesen. Zuerst lief noch alles gut. Der Kellner hatte ein bisschen mit mir geflirtet. Ganz harmlos. Ich hatte mich geschmeichelt gefühlt, hatte gelächelt, war aber nicht darauf eingestiegen. In der Wohnung meines jetzigen Ex-Freundes war dieser dann völlig ausgerastet. Er hatte mir Vorwürfe gemacht und dabei viele alte Situationen herausgekratzt. Hatte mir unterstellt, seit wir eine Fernbeziehung führten, würde ich ihn hintergehen. Ich hätte mit Sicherheit in München eine Affäre. Ich würde ihm nicht schnell genug seine

Nachrichten beantworten, und er könne mich nicht immer sofort auf dem Handy erreichen. Dass man in meinem Beruf als TV-Redakteurin, wenn man auf Dreh ist, nicht immer die Möglichkeit hat ans Telefon zu gehen, ließ er nicht gelten. Er war ungerecht, hatte zu viel Wein getrunken und wurde wütend. Sehr wütend.

„Er hat dich an den Händen gepackt und nicht mehr losgelassen. Er hat so fest zugedrückt, dass deine Handgelenke angeschwollen sind und Blutergüsse davongetragen haben. Was daran bitte ist lächerlich? Kein Mensch darf einem anderen Gewalt antun. Er hat dich misshandelt. Du musst der Tatsache ins Auge sehen!“ Lea war ganz aufgebracht. Sie machte sich für mich stark, das wusste ich. Aber das alles so schonungslos zu hören, war hart.

Er hat mich misshandelt. Ich habe mich misshandeln lassen.

Immer wieder kam mir dieser eine Gedanke: Hätte ich etwas tun können, um das zu verhindern? Ich schämte mich, dass er diese Macht über mich gehabt hatte. Dass er mich nicht geachtet hatte. Mich. Meine Unversehrtheit. Meinen Körper. Meine Seele. Er hatte mich an den Händen gepackt. Mich geschüttelt. Mich nicht losgelassen. Obwohl ich ihn angeschrien hatte. Obwohl ich mich mit aller Kraft gewehrt hatte.

Mir brach kalter Schweiß aus. Meine Atmung beschleunigte sich. Ich stand kurz vor einer Panikattacke. Hier in diesem Zug. Jemand, der mich angeblich liebte, hatte mich körperlich verletzt.

Er hat mir vorgeführt, wie schwach ich eigentlich bin. Ich konnte ihm nichts entgegensetzen.

In meiner Verzweiflung hatte ich versucht, ihn in die Weichteile zu treten, aber er war mir ausgewichen und noch

wütender geworden. Schließlich hatte er mich mit aller Kraft weggeschleudert. Ich war mit dem Steißbein direkt auf dem Fliesenboden im Flur gelandet. Auch hier hatte ich Hämatome davongetragen. Danach war ich panisch geworden. Ich hatte in den Fluchtmodus geschaltet. Ich hatte Angst vor ihm gehabt. Ich glaube, er hatte selbst einen Schock erlitten, bei meinem Anblick auf dem Boden. Diesen Moment hatte ich genutzt. Ich hatte so schnell wie möglich meine wichtigsten Sachen zusammengerafft und war aus der Wohnung geflüchtet. Ich hatte Glück gehabt und ein freies Taxi war vorbeigekommen. Ich hatte mich zu einem Hotel in Bahnhofsnähe bringen lassen und hatte dann, noch völlig außer mir, Lea angerufen.

Ganz ruhig, Anni! Alles ist gut. Versuch dich zu beruhigen! Keine Panikattacke hier im Zug!

Am Rande nahm ich wahr, dass Lea mit mir redete: „... Anni, was ist los? Ist alles in Ordnung? Das war gerade vielleicht etwas zu hart formuliert. Es tut mir leid. Anni, bitte sag was!“

Mit dem Rücken an der Wand sank ich in die Knie und dann auf den Boden. Ich hatte plötzlich keine Kraft mehr, zu stehen. Ich hatte in dem Moment das Gefühl, überhaupt keine Kraft mehr zu besitzen. Für gar nichts. Mein Herz klopfte wild in meiner Brust. Meine Atmung wurde immer hektischer. Das Handy zu halten, erforderte eine irrsinnige Anstrengung. „Mir geht´s nicht so gut ... Panikattacke ...“, brachte ich schnaufend hervor.

„Tief durch die Nase atmen! Langsam atmen! Hast du eine Papiertüte dabei?“

„Nein“, flüsterte ich.

„Ist da jemand, der dir helfen kann?“

„Nein.“

„Anni, alles wird wieder gut. Hast du was zum Trinken? Bist du nicht an deinem Platz?“

„Nein, ich bin im Gang vor der Toilette. Ich hab Wasser hier.“

„Dann trink Wasser. Ein paar Schlucke. Langsam. Alles wird gut, Anni.“

Ich konzentrierte mich darauf, die Panik zurückzudrängen. Ich holte die Wasserflasche aus meinem Rucksack und trank. Es dauerte ein paar Minuten, aber dann ging es mir tatsächlich langsam besser. Währenddessen erzählte mir Lea irgendeine lustige Geschichte von der Arbeit. Sie lenkte mich ab, und mein Körper beruhigte sich wieder. Inzwischen waren mehrere Leute an mir vorbeigegangen, um auf die Toilette zu gehen. Niemand von ihnen hatte mich angesprochen.

15 Minuten später fühlte ich mich wieder einigermaßen normal. „Danke. Es geht mir wieder gut.“

„Mensch, Anni. Das tut mir so leid, was du gerade durchmachst. Und ich bin so ein Trampel. Es ist alles noch viel zu frisch. Am besten, du versuchst, dich die restliche Fahrt zu entspannen und denkst erst mal an etwas anderes, ja?“

„Hmmm.“

„Versuch es wenigstens!“

„Ja, das mach ich.“

„Und kauf dir Schokolade!“ Schokolade ist Leas Wundermittel für und gegen alles. Vorzugsweise gibt es bei ihr morgens, mittags und abends welche. Am liebsten aber zum Frühstück. Weshalb ihre Freunde sie ab und an auch Bridget Jones nennen – die Figur aus dem Film „Schokolade zum Frühstück“.

„Keine Ahnung, ob es hier im Zug Schokolade gibt.“

„Na klar! Vertrau mir! Ich habe im Zug schon oft Schokolade gekauft.“

„Die Frage ist eher: Wo hast du noch keine Schokolade gekauft?“

„Wunderbar, sie macht schon wieder Scherze. So gefällt du mir.“

Zurück auf meinem Platz lag der Wikinger halb auf meinem Sitz. Ein Bein hatte er in den Gang gestreckt, das zugeklappte Buch lag noch in seiner Hand, und er schlief. *Na toll! Jetzt muss ich ihn aufwecken. Ich kann ja schlecht über ihn drüber krabbeln.*

Kurz überlegte ich mir, einen Abstecher ins Bordbistro zu machen, um ihn schlafen zu lassen. Aber ich verwarf die Idee, da es noch zu früh zum Mittagessen war, und ich außerdem überhaupt keinen Hunger verspürte. Vorsichtig stupste ich ihn an. Wie von der Tarantel gestochen fuhr er auf und sah sich nach allen Seiten um. Hups, so eine starke Reaktion hatte ich nicht erwartet.

„Sorry, dass ich dich wecken muss, aber ich komme sonst nicht an meinen Platz.“ Es tat mir wirklich leid. Er blickte noch etwas schlaftrunken aus der Wäsche, stand aber sofort auf und ließ mich vorbei. Zwei Minuten später war er wieder eingeschlafen. Eigentlich eine gute Idee! Ich hatte die ganze Nacht sowieso kaum ein Auge zugetan.

Ich war tatsächlich eingenickt. Und als ich wieder aufwachte, lag mein Kopf auf der Schulter des Wikingers. Das erste, was ich wahrnahm, war sein Geruch. Er roch nach Zimt. Was mir irgendwie seltsam vorkam. Gab es Parfum, das so stark nach diesem Gewürz roch? Dann fiel mir ein, dass ihm vorher auch Zimtkaugummis aus der

Tasche gefallen waren. Ich persönlich finde die ja total widerlich. Dafür liebe ich das Gewürz in Gebäck oder in Tee umso mehr. Er roch einfach wahnsinnig gut. Das konnte ich auf jeden Fall abschließend festhalten. Ein Gedanke schoss mir durch den Kopf.

Ich bleibe einfach hier liegen und schließe die Augen wieder.

Aber das war wirklich nur eine Millisekunde lang. Ich schwöre! Dann siegte mein Verstand, der mir ganz klar befahl, mich umgehend aus dieser peinlichen Situation zu befreien. Am besten, ohne dabei den Wikinger zu wecken. Ich hoffte inständig, dass er noch schlief und nichts bemerkt hatte. Vorsichtig richtete ich mich auf. Es war mir schleierhaft, wie ich es im Schlaf geschafft hatte, diese seitlichen Kopfstützen zu umgehen, über die jeder Sitz im ICE verfügte. Diese sollen wohl genau solche Situationen vermeiden. Bei anderen Menschen scheint das auch zu funktionieren.

Als ich wieder brav auf meinem eigenen Sitz saß, wachte auch er langsam auf.

Pub! Glück gehabt! Gerade noch mal gutgegangen.

Er gähnte herzhaft und streckte sich, so gut es ging, ohne mich zu berühren. Wenn er gewusst hätte, dass ich gerade halb auf ihm gelegen hatte, hätte er sich diese Mühe wahrscheinlich gespart. Er steckte sich erneut einen Zimtkaugummi in den Mund und hielt mir dann die Packung hin. „Möchtest du auch?“

„Nein, danke“, verzog ich angewidert das Gesicht. „Und ich hab mich immer gefragt, wer dieses Zeug kauft.“

Er zuckte mit den Schultern. „Ich hatte ewig lange keinen Zimtkaugummi mehr und vor Kurzem bin ich wieder auf den Geschmack gekommen.“ Es trat eine Gesprächspause ein. Ich war versucht, mich wieder in meine eigene Welt zu

verkriechen, meine Kopfhörer aufzusetzen und den Rest der Reise für mich zu bleiben. Aber etwas hielt mich davon ab. Und bevor ich noch richtig darüber nachdenken konnte, was das war, nahm ich den Gesprächsfaden wieder auf. „Hast du das Buch schon beendet?“

„Ja, habe ich.“ Er klang nicht gerade euphorisch.

„Und?“

„Den Schluss fand ich grauenhaft.“

„Ja, absolut. Genau das denke ich auch. So was von uninspirierend und total deprimierend. Was soll uns das bitte sagen?“

„Das kann ich dir nicht beantworten.“

„Also ich finde, jeder hat eine zweite Chance verdient. Das macht mich ganz wahnsinnig, dass es in dem Buch keine zweite Chance gab. Als wäre alles nur schwarz-weiß.“

„Meinst du wirklich, jeder hat eine zweite Chance verdient, egal, was er getan hat?“, fragte der Wikinger mich ernst. Auf so ein tiefsinniges Gespräch war ich gar nicht eingestellt gewesen. Eine interessante Frage.

„Ich denke, wenn er seinen Fehler wirklich aus tiefstem Herzen bereut und alles daran setzt, es besser machen zu wollen, dann ja.“ Es schien so, als wollte er noch etwas darauf sagen, schwieg dann aber doch.

„Mir reicht es mit deprimierenden Geschichten. Davon habe ich selbst gerade mehr als genug.“ Soviel Persönliches wollte ich eigentlich gar nicht verraten, aber jetzt war es eben raus. „Deshalb werde ich jetzt ein positives Zeichen setzen.“

Der Wikinger sah mich fragend an. Ich holte einen Stift aus meinem Rucksack und nahm mein Buch-Exemplar zur Hand. Dann schrieb ich hinter die letzten Worte: „Jeder hat eine zweite Chance verdient!!!“ Ich zeigte es meinem

Sitznachbarn und steckte es dann in das Netz am Sitz meines Vordermanns, in dem sich das Bordmagazin und einige weitere Informationsbroschüren befanden.

„Und jetzt?“

„Jetzt lasse ich das Buch da und hoffe, dass es einen neuen Besitzer findet. Der spart sich immerhin das Geld für diesen Wahnsinns-Bestseller. Vielleicht hat er eine ganz andere Meinung darüber als wir. Aber wenn er das Werk fertig gelesen hat und genauso deprimiert darüber ist wie wir, dann wird ihm mein Eintrag hoffentlich trotzdem ein Lächeln ins Gesicht zaubern und ein bisschen Zuversicht schenken.“ Das hoffte ich wirklich. Der Wikinger schmunzelte.

„Und was machst du mit deinem?“, fragte ich ihn.

„Ich werde es meiner Oma schenken. Ich bin gerade zu ihr unterwegs, und sie ist ein richtiger Bücherwurm. Vielleicht gefällt es ihr.“

Wow, er besuchte seine Oma. Das war ja mal sympathisch.

„Also wohnt deine Oma in München und du in Hamburg?“ Hoffentlich war ihm die Frage nicht zu persönlich.

„Ich habe in Hamburg gewohnt, aber ich bin gerade auf dem Weg zu einem Neuanfang. Und der ist in München.“ Ich mochte diese ehrliche Antwort. Obwohl wir uns kaum kannten, waren wir über den Smalltalk wohl schon hinaus.

„Das ist bei mir ein bisschen ähnlich. Ich brauche auch eine Art Neuanfang. Mit dieser Abfahrt aus Hamburg schließe ich ein Kapitel. Oder ich versuche es zumindest.“ Mein Blick ging ins Leere, als ich wieder an die Sache gestern dachte. Ich sah wieder zu meinem Nachbarn. Der blickte mir jedoch nicht ins Gesicht, sondern auf meine

Handgelenke. Der rechte Ärmel meines Pullis war hochgerutscht und offenbarte so meine Hämatome, die sich inzwischen blau-lila verfärbt hatten und sich rund um mein Gelenk zogen. Dort hatte er mich gepackt. Ich zog den Stoff schnell wieder darüber. Es war mir sehr unangenehm, dass der Wikinger meine Blessuren gesehen hatte. Ich schämte mich. Die blauen Flecken waren eindeutig nicht durch einen Unfall entstanden; man sah, dass es Handabdrücke waren. Was für ein Unfall sollte das auch gewesen sein? Mein Sitznachbar würde die richtigen Schlüsse ziehen.

Was er jetzt wohl von mir denkt? Dass ich schwach bin, weil ich mich misshandeln lasse? Ich will nicht, dass er das von mir annimmt.

Als sich unsere Blicke wieder kreuzten, hielt ich kurz die Luft an. Was würde ich in seinen Augen lesen? Würde er mich darauf ansprechen? Das, was ich dann sah, machte mich sprachlos. Denn es war Verständnis. Aber da war noch mehr: Traurigkeit. Er wandte sich halb ab und lehnte sich in seinem Sitz zurück. Er fuhr sich mit seinen Händen übers Gesicht und massierte sich kurz die Schläfen.

Was geht jetzt gerade in deinem Kopf vor? Warum bist du so traurig? Warum verstehst du mich? Rede mit mir!

Ich hatte in diesem Moment das dringende Bedürfnis, mehr über ihn zu erfahren. Aber ich wollte nicht neugierig sein. Deshalb beschloss ich, erst einmal nichts zu sagen und ihm einen Moment zu geben. Der Blick auf meine Handgelenke hatte ihn sichtlich aufgewühlt. Ich sah aus dem Fenster. Die Landschaft zog an mir vorbei. Grau und braun waren die dominierenden Farben, die der Februar hervorbrachte. Nicht gerade tröstlich. Als ich seine Stimme wieder hörte, waren ein paar Minuten vergangen. Ich

erschrak fast, hatte ich doch gar nicht mehr mit einer Reaktion gerechnet.

„Wie geht es dir?“, waren seine ersten Worte.

Ich drehte mich zu ihm um. „Nicht so gut.“

„Das dachte ich mir.“ Er nickte, während er das aussprach. „Brauchst du Hilfe?“, redete er weiter. „Mit dieser Situation?“

Ich schüttelte den Kopf. „Aber danke, dass du fragst.“

„Du weißt, dass du das nicht alleine durchstehen musst, oder? Du kannst dir Unterstützung holen. Wenn nicht von mir, dann von anderen Stellen.“ Er blickte mich eindringlich an. Das Thema schien ihm sehr wichtig zu sein.

„Ich weiß. Aber es ist vorbei. Es ist nur einmal passiert. Und jetzt ist es vorbei, weil ich das nie wieder erleben will.“

Diese Machtlosigkeit. Diese Schwäche. Diese Fremdbestimmung. Diese Schmerzen – seelisch und körperlich.

Tränen traten mir in die Augen. Ich konnte ihm nicht alles sagen, was ich dachte. Aber er gab mir das Gefühl, mich ernst zu nehmen und mich zu verstehen, und das tat mir gut. Ich drängte die Tränen zurück.

„Warum habe ich den Eindruck, dass du mich verstehst?“, fragte ich ihn ganz offen.

Ich sah, wie er schlucken musste. Wie er kurz überlegte und sich dann aber wohl für die Wahrheit entschied. „Weil ich auch einmal in deiner Situation war. Aber ich war noch jung, und ich hatte keine Unterstützung. Ich hatte niemanden, der mir da raus half.“

Ich war tief bestürzt über diese Aussage. Plötzlich kam mir mein Problem winzig klein vor.

Was ist nur mit dir passiert? Wer hat dir etwas angetan? Warst du noch ein Kind?

Das alles hätte ich ihn gerne gefragt. Hätte nur zu gerne seine Geschichte gehört. Aber hier im Zug, wo alle um uns herum das Gespräch belauschen konnten, war mit Sicherheit nicht der richtige Ort. Und wir kannten uns ja kaum. Warum sollte er mir so persönliche Dinge erzählen? Ich sah in seine Augen. Sie waren grau. Ich sah den Sturm, der in ihnen tobte. Ich sah wieder diese Traurigkeit, und ich sah Schmerz. Sturmgrau. Seine Augen waren sturmgrau! Ich fühlte mich unglaublich verbunden mit ihm, in diesem Moment. Und deshalb sprach ich aus, was ich dachte: „Ich sehe dein Herz in deinen Augen. Sie sind sturmgrau.“ Danach hätte ich mir am liebsten die Hand vor den Mund geschlagen. Was faselte ich da? Das klang ja wie aus einem schlechten Roman! Was war nur los mit mir, dass ich einem völlig Fremden meine innersten Gedanken offenbarte? Und dann auch noch so schwülstige?! Hatte mich jemand anders als er gehört? Ich sah mich unauffällig um. Aber jeder schien mit sich, seinem Handy, seinem Laptop oder einem eigenen Gespräch beschäftigt zu sein. Immerhin! Vielleicht sollte ich dem Wikinger erzählen, dass ich gerade an einem Prosa-Kurs teilnahm und meine Gedanken deshalb mitunter etwas speziell waren. Aber als ich zu ihm blickte, sah es so aus, als ließe er sich meine Worte tatsächlich durch den Kopf gehen. Und dann passierte etwas Erstaunliches: Er tat sie nicht ab. Zog sie nicht ins Lächerliche. „Das ist näher an der Wahrheit, als du vielleicht denkst. Mein Leben war bisher ein einziger Sturm. Aber das ist meine Vergangenheit. Und die will ich endlich hinter mir lassen. Ich habe sie zwar immer dabei, weil ich nicht vergessen will“, dabei deutete er in Richtung seiner Gitarre, „aber ich möchte endlich nach vorne schauen. Ich musste lange darauf warten.“

„Was hat deine Gitarre damit zu tun?“, hakte ich nach.

„In dem Koffer ist keine Gitarre, nur meine Vergangenheit.“ Ich wusste nicht genau, was er damit meinte, aber das Thema schien für ihn beendet. Er stand auf und kramte etwas aus seinem Seesack hervor.

„Kommst du mit ins Bordbistro, bevor der Ansturm losgeht?“, fragte er mich und hielt seinen Geldbeutel in die Höhe.

Ich blickte auf meine Uhr. Es war Elf. „Gute Idee!“ Noch immer erstaunt von der Intensität dieses Gesprächs, schnappte ich mir meinen Rucksack und folgte ihm in Richtung Restaurant. Ich habe es schon häufig erlebt, dass das Essen in den vollen Zügen nach und nach ausgeht. Wenn man sich nicht früh genug etwas holt, hat man kaum noch Auswahl. Um diese Zeit hatten wir noch gute Chancen. Wir ergatterten tatsächlich noch einen Platz – die waren auch rar. Ich bestellte Penne all’arrabbiata und der Wikinger ein Putensandwich. Hier im Restaurant war die Atmosphäre etwas entspannter als im Reisewagen, weil man nicht ganz so dicht mit den anderen Menschen zusammensaß. Man hatte zumindest gefühlt etwas mehr Privatsphäre.

„Wie heißt du eigentlich?“ Es kam mir komisch vor, dass wir beide schon intime Details voneinander wussten, aber noch nicht mal den Vornamen des anderen kannten.

„Ich bin Felix. Und du?“

„Ich heiße Anni.“

„Ist das ein Spitzname?“

„Ja. Er kommt von Annika. Aber ich hasse diesen Namen wirklich.“

„Warum das?“

„Kennst du Pippi Langstrumpf?“ Er nickte. „Ich finde Pippi ist ziemlich cool, aber Annika ist einfach nur die

langweilige Freundin von Pippi. Die, die immer vor allem Angst hat. Und manchmal habe ich tatsächlich das Gefühl, dass der Name abfärbt. Also die Langweiligkeit, meine ich.“

„Du meinst Nomen est omen? Der Name ist ein Zeichen?“ Er sah mich fragend an, und ich nickte zustimmend. „Daran glaube ich nicht. Felix bedeutet ‚vom Glück begünstigt‘. Das kann ich nun wirklich nicht von mir behaupten.“ Er klang zynisch und da war wieder dieser traurige Blick.

„Vielleicht kommt das Glück noch ...“, stellte ich in den Raum.

„Vielleicht.“

„Bei mir stimmt es schon irgendwie. Ich habe keine besonderen Hobbys, ich höre gerne Mainstream-Musik, ich bin mittelgroß und mitteltalentierte. Verstehst du, was ich meine? Es gibt nichts, was bei mir irgendwie hervorsticht. Außer meinem Beruf vielleicht. Aber auch nur, weil viele Menschen denken, er wäre besonders. Eigentlich ist er das gar nicht. Spannend schon, aber besonders? Nö.“

Er schmunzelte. „Jetzt bin ich neugierig! Was machst du denn beruflich?“

„Ich bin TV-Redakteurin.“

„Okayyy. Das hört sich auf jeden Fall spannend an. Ich habe aber leider keinerlei Vorstellung, was das genau ist.“

„Ja, das höre ich oft. Ich mache Filme fürs Fernsehen. Ich bin sozusagen das fürs Fernsehen, was der Regisseur und der Drehbuchautor beim Film zusammen wären. Ich recherchiere das Thema, schreibe das Drehbuch, fahre mit dem Kamerateam auf Dreh und mache dort zum Beispiel Interviews, und anschließend gehe ich gemeinsam mit einem Cutter in den Schnitt. Ich bin verantwortlich für den

gesamten Film-Beitrag.“ Ich ratterte die Erklärung herunter, die ich häufig benutze.

„Ich denke schon, dass das irgendwie besonders ist. Das kommt immer auf die Definition an. Aber ich glaube nicht, dass viele Menschen diesen Beruf machen. Zumindest nicht so viele, wie es zum Beispiel Friseure gibt.“

„Von der Warte aus gesehen hast du vielleicht recht. Aber nur, weil es einen Beruf nicht ganz so oft gibt wie einen anderen, ist er doch nicht besonders. Na ja, immerhin rette ich keine Leben oder so.“ Ich musste lächeln.

Felix lächelte zurück. „Nicht jeder kann Leben retten. Gäbe es nur Ärzte auf dem Planeten, hätten wir ein ziemliches Problem. Es gäbe kein Essen und kein Fernsehen.“

„Wobei das mit dem Fernsehen das weit größere Problem wäre“, scherzte ich. „Und was machst du?“

„Eigentlich habe ich Schreiner gelernt. Aber ich orientiere mich gerade ein bisschen neu. Mein Onkel hat einen Hausmeisterservice in München, und er gibt mir erst mal einen Job. Es ist nicht ganz einfach, in einer fremden Stadt neu anzufangen. Deshalb bin ich sehr froh über diese Möglichkeit. Und ich glaube, es wird mir gefallen. Ich mache gerne etwas mit meinen Händen.“

„Ja, das passt irgendwie zu dir.“

„Warum denkst du das?“

„Allein deine Statur. Du bist groß.“ Ich besah mir seine Muskeln, die deutlich unter dem schlichten, grauen Pullover hervortraten. „Und kräftig. In einem Anzug kann ich mir dich gar nicht richtig vorstellen. Und deine Hände!“

„Was ist mit meinen Händen?“ Felix sah mich etwas verdutzt an.

„Die sind wirklich riesig. Passen die überhaupt auf eine Computertastatur? Wie machst du das eigentlich mit deinem Handy, ohne dass du dich ständig vertippst?“ Ich konnte es selbst kaum glauben, aber ich saß tatsächlich hier und machte Scherze. Nicht mal 24 Stunden danach!

„Hey, Moment mal! Diskriminierst du gerade meine Hände?“

„Nein, absolut nicht. Das würde ich nie wagen. Ich meinte nur, dass sie wie geschaffen sind für handwerkliche Tätigkeiten.“

„Warum hört sich das aus deinem Mund nicht wie ein Kompliment an?“

„Das stimmt doch gar nicht! Es ist ein Kompliment. Ganz im Ernst! Ich finde, Schreiner ist ein toller Beruf. Ich liebe den Geruch von Holz. Es muss schön sein, täglich davon umgeben zu sein.“

„Ja, ich arbeite wirklich gerne mit Holz. Aber das ist alles nicht so einfach. Vielleicht mache ich den Beruf in ein paar Jahren wieder. Wer weiß“, blieb er vage.

Ich konnte nicht ganz nachvollziehen, warum er sich nicht eine passende Stelle in München gesucht hatte. Es steckte wohl etwas mehr dahinter, er wollte offensichtlich nur nicht näher darauf eingehen.

Die Kellnerin stellte unser Essen auf den Tisch und beendete so das Thema. Es schmeckte gar nicht mal schlecht – dafür, dass es aus einer Mini-Bordküche kam. Ich war schneller fertig als Felix und blickte wieder aus dem Fenster. Zugfahren hat für mich immer etwas Beruhigendes: Die monotonen Geräusche, die vorbeifliegende Landschaft – alles ist irgendwie im Fluss. Und zwischendurch kann man sich die Beine vertreten. Es ist eine Art, zu reisen, die mir gut gefällt. Und heute wurde

das noch einmal getoppt von der guten Gesellschaft, die ich so unvermittelt bekommen hatte. Sich mit Felix zu unterhalten, war so einfach. Es fühlte sich ganz natürlich an. Er hatte mir Mut gemacht. Felix hatte anscheinend weit Schlimmeres erlebt als ich, und trotzdem war er hier. Er wagte einen Neuanfang und ließ sich von seiner Vergangenheit nicht kleinkriegen. Er wollte mir helfen. Es war ihm nicht egal, wie es mir ging. Dass ich ihn heute hier getroffen hatte, konnte kein Zufall sein. Es hatte so passieren sollen. Da war ich mir ganz sicher.

Während Felix sich noch ein Dessert gönnte, holte ich einen kleinen Stapel Flyer aus meinem Rucksack. Sie waren von einer Tierschutzorganisation aus München, die ich ab und zu unterstützte. Es war gerade ein günstiger Moment, da die Servicekraft nicht zu sehen war. Also ging ich durch die Reihen und drückte den Leuten Flyer in die Hände. Auch auf den einen Tisch, der noch frei war, legte ich ein paar. Dann setzte ich mich wieder unauffällig hin und steckte den restlichen Packen in den Rucksack.

Felix sah mich fragend an. „Was war das?“

„Ich mache mich dafür stark, dass die zwei noch verbliebenen Delfinarien in Deutschland geschlossen werden.“

„Warum?“

„Wie, warum?“

„Warum möchtest du, dass sie geschlossen werden?“

„Weil die Haltungsbedingungen der Tiere katastrophal sind, und weil nahezu alle Delfine krank sind!“

„Tatsächlich?“

„Ja! Die Becken sind zu klein. Dadurch verkümmert der Hauptsinn der Delfine, das Sonar. Sie leben eigentlich in Familienverbänden, die mehrere Generationen umfassen.

Das treibt sie in den Delfinarien in die Isolation, vor allem, wenn sie sich nicht mit den anderen Artgenossen verstehen, die im selben Becken gehalten werden. Während der Shows sind die Tiere unerträglichem Lärm, zum Beispiel dem Klatschen der Zuschauer, ausgesetzt. Das alles macht sie psychisch krank, sodass die meisten Zoos ihren Delfinen Psychopharmaka verabreichen müssen. Es ist einfach nur schrecklich! Es gibt nachgewiesene Fälle, bei denen Delfine freiwillig ihre Atmung eingestellt haben. Das ist nicht wie beim Menschen, sie haben keinen Atemreflex. Sie können das selbst steuern. Das musst du dir mal vorstellen! Ihnen geht es in Gefangenschaft so schlecht, dass manche nicht mehr leben möchten!“ Ich hatte mich in Rage geredet. Es gibt viele Themen auf der Welt, die mir nahegehen. Die Delfin-Sache ist eines davon.

„Wow. Das wusste ich nicht. Du brennst ja richtig für die Sache.“

„Ich hasse einfach Ungerechtigkeiten. Und ich kann es ganz schlecht ertragen, wenn jemand leidet – egal ob Mensch oder Tier.“ Wenn ich daran dachte, wie sehr Delfine in Gefangenschaft litten, tat mir das beinahe körperlich weh.

„Das kann ich gut verstehen. Aber du solltest dich in allererster Linie mal um dich selbst kümmern.“ Felix machte, während er das sagte, eine Kopfbewegung und blickte zu meinem freiliegenden linken Handgelenk. Der Pulli war wieder hochgerutscht, dieses Mal auf der anderen Seite. Hier trug ich meine Armbanduhr, was nicht ganz schmerzfrei war, aber so sah man immerhin nicht sofort das ganze Ausmaß meiner Verletzung. Einem genauen Blick hielt allerdings auch diese Ablenkungstaktik nicht stand.

Jetzt war ich es also selbst – ein bemitleidenswertes Geschöpf.

„Ich denke, ein Delfin in Gefangenschaft leidet mehr, als ich es gerade tue“, sagte ich fest, um meine Unsicherheit zu überspielen und zog den Ärmel wieder über die Uhr. Ich wollte raus aus dieser Opferrolle.

Ich gestalte mein Leben selbst, und ich werde mich nicht von diesem einen Vorfall komplett aus der Bahn werfen lassen. Reiß dich jetzt zusammen, Anni! Du bist stark! Du schaffst das!

Felix unterbrach meine Gedanken. „Ich weiß, dass mich die Sache nichts angeht. Aber auf Grund meiner Erfahrungen tut sie das doch irgendwie. Ich selbst habe so viel Zeit in meinem Leben verschwendet. Und deshalb würde ich dir gerne helfen. Damit dir das nicht passiert. Damit du dein Leben nicht davon bestimmen lässt.“

Ich sah wieder den Sturm in seinen Augen. Und wenn man davon ausging, dass die Augen die Spiegel der Seele waren – wie es so schön hieß – dann tobte er gerade direkt in seiner Seele. Und ich hatte aus irgendeinem Grund das dringende Bedürfnis, diesen Sturm zu besänftigen.

Wo kommt das denn plötzlich her?

„Du hast mir schon geholfen. Durch dein Verständnis. Durch deine Ehrlichkeit. Ich bin sehr gerührt, dass du dir Sorgen um mich machst, obwohl wir uns kaum kennen. Aber das musst du nicht. Mein Ex-Freund ist gestern das erste Mal mir gegenüber gewalttätig geworden. Es gab vorher schon Wutanfälle und Ausraster, und wenn ich so darüber nachdenke vielleicht sogar psychische Gewalt. Aber er hat mich bisher nie angerührt. Bis gestern hätte ich mir nie vorstellen können, dass er dazu fähig ist. Aber er hat es getan, und sämtliche positiven Gefühle für ihn sind in diesem Moment in mir erloschen. Ich bin sofort von ihm

weg, und ich werde nie wieder zurückgehen. Und ich verspreche dir, sollte dieser Entschluss jemals ins Wanken geraten, oder sollte mir ... Severin ... noch einmal zu nahe kommen, werde ich mich dem nicht alleine stellen.“ Sein Name war mir nur sehr schwer über die Lippen gekommen. Ich konnte ihn einfach nicht aussprechen, ohne dass der Schmerz sich in meine Eingeweide fraß. „Wenn das passieren sollte, dann werde ich mir Hilfe holen. Ich habe das Glück, nicht von ihm abhängig zu sein. Wir leben in getrennten Wohnungen, in getrennten Städten. Ich kann ihm einfach den Rücken zukehren, und ich muss mich nicht mehr umdrehen.“ Ich sah Felix die ganze Zeit in die Augen, während ich das sagte, weil ich ihm klarmachen wollte, dass ich es ehrlich meinte. Dass ich die Wahrheit sprach. Und es schien so, als würde er es verstehen. Als wäre er sogar ein wenig erleichtert.

Wir näherten uns langsam dem Ziel unserer Reise, und ein Gefühl von Heimat machte sich in mir breit. Die restliche Fahrt hatten Felix und ich uns fast ununterbrochen unterhalten. Auch, nachdem wir wieder auf unseren Plätzen saßen. Es war nicht mehr ganz so tiefgreifend gewesen, aber weit von einem oberflächlichen Geplänkel entfernt. Ich war noch nie einem Menschen in so kurzer Zeit so nahe gekommen wie heute Felix. Zu sagen, wir hätten uns gut verstanden, wäre viel zu banal und würde dieser Begegnung in keinsten Weise gerecht werden.

„Es ist immer wieder schön, nach Hause zu kommen“, sagte ich mit Blick aus dem Fenster. Ich sah bekannte Straßen, Häuser und Plätze und freute mich, wieder hier zu sein.

„Ich wollte dir noch etwas sagen. Zu einer Sache, die du vorher erwähnt hast“, setzte Felix an. Ich wendete mich ihm zu. „Du meinstest, an dir wäre alles normal und durchschnittlich. Aber so habe ich dich nicht kennengelernt. Du hast ein ganz großes Herz. Das ist mir heute am meisten an dir aufgefallen. Du nimmst wahr, was um dich herum passiert, und es ist dir nicht egal. Du setzt dich für Themen ein, die dir wichtig sind. Ich weiß nicht genau, wie man diese Eigenschaft nennt, falls es sie gibt. Aber für mich ist das ziemlich besonders!“

Er wartete eine Antwort von mir nicht ab, sondern stand auf, um sein Gepäck aus der Ablage zu holen. Und ich saß erst einmal nur da und versuchte seine Worte zu verarbeiten. Dieses riesige Kompliment, das er mir eben gemacht hatte. Wie ungewöhnlich, so etwas von einem fast Fremden zu hören. Und wie schön. Aber fremd fühlte sich Felix eigentlich gar nicht mehr an.

Er gab mir meinen Koffer und ich versuchte krampfhaft, mir zu überlegen, was ich auf das Gehörte sagen sollte. Ich war einfach überrumpelt. Plötzlich stand der Zug, und wir bewegten uns in der Masse der Menschen auf den Ausgang zu. Felix stieg vor mir aus. Hinter mir war eine Frau mit einem schreienden Baby im einen Arm, einer Reisetasche und einer Wickeltasche über der Schulter und einem zusammengeklappten Buggy im anderen Arm.

„Kann ich Ihnen helfen?“, fragte ich sofort.

Dankbar blickte sie mich an und meinte, dass ich gerne den Buggy übernehmen könnte. Ich stieg erst einmal aus und stellte meinen Koffer auf das Bahngleis. Dann griff ich nach dem Buggy.

„Soll ich ihn auseinanderklappen?“ Die Mutter hatte den Zug inzwischen verlassen und erklärte mir, wie ich den

Mechanismus bedienen sollte. Währenddessen kramte sie in der Wickeltasche nach einem Schnuller und versuchte, ihr Kind damit zu beruhigen. Ich kam nicht sofort mit dem Buggy zurecht, aber nach zwei vergeblichen Versuchen stand er endlich.

„Vielen Dank!“, strahlte sie mich an und setzte ihren mittlerweile zufriedenen Wonneproppen in den Kinderwagen. „Sehr gerne.“ Ich nahm meinen Koffer und sah mich nach Felix um. Aber ich konnte ihn nicht entdecken. Ich drehte mich mehrmals im Kreis – Fehlanzeige! Dann blickte ich in die Zugfenster, vielleicht hatte er ja etwas vergessen und war noch einmal zurückgegangen. Aber auch hier sah ich ihn nicht. Ich war, gelinde gesagt, irritiert.

Vielleicht ist er schon vorgegangen?

Ein mulmiges Gefühl machte sich in mir breit. Ich setzte mich langsam in Bewegung und zog meinen Trolley hinter mir her. Währenddessen scannte ich die Umgebung. Er müsste mir doch sofort auffallen, schließlich ragte er mit seiner Größe ziemlich heraus, und auch seine hellen Haare und der Gitarrenkoffer waren markant.

Warum hat er nicht auf mich gewartet? Ich hab doch nur kurz der Frau geholfen. Er hatte nicht erwähnt, dass er es eilig hat, oder?

Ich konnte mir einfach nicht vorstellen, warum er sich nach dieser intensiven und vor allem positiven Begegnung nicht verabschiedet hatte. Das passte gar nicht ins Bild. Am Ende des Bahnsteigs angekommen, war ich ziemlich ernüchtert. Es schwirrten Massen an Leuten an mir vorbei, aber er war nicht unter ihnen. Er stand auch nicht an einem der Kioske, die sich hier in der Bahnhofshalle befanden, um sich einen Snack zu kaufen. Er war einfach weg. Ich drehte noch eine Runde und sah auch in der Vorhalle nach. Je mehr

Zeit verging, desto frustrierter wurde ich. Ich hätte mich gerne verabschiedet. Ich wollte mich noch für das Kompliment bedanken. Ich hätte gerne Kontaktdaten mit ihm ausgetauscht. Ich brachte es gar nicht in meinen Kopf, dass ich ihn wahrscheinlich nie wiedersehen würde. Ich kannte ausschließlich seinen Vornamen. Außer, dass er demnächst bei einem Hausmeisterservice anfangen würde, wusste ich nichts von ihm. Und davon gibt es hier in München haufenweise. Ich war mir ja noch nicht einmal sicher, ob er sich direkt in der Stadt niederließ oder irgendwo im Umland.

Stopp, Anni! Hör auf damit! Warum machst du dir Gedanken, ihn zu finden? Das will er anscheinend gar nicht. Er ist einfach gegangen, ohne sich zu verabschieden. Mach keine große Sache daraus! Es war nur eine Zug-Bekanntschaft.

Aber das war es eben auch irgendwie nicht. Zumindest nicht für mich. Es gab meinem Herzen einen Stich, als ich mir eingestand, dass er mit hoher Wahrscheinlichkeit wissentlich einfach gegangen war. Ich hatte ihn kurz aus den Augen verloren. Aber ich selbst war die ganze Zeit an derselben Stelle gewesen. Er hätte mich umgekehrt gar nicht aus den Augen verlieren können. Ich hatte der Frau mit dem Buggy geholfen, und währenddessen hatte er sich aus dem Staub gemacht. Der Grund allerdings erschloss sich mir nicht. Bedrückt machte ich mich auf den Weg zur U-Bahn, um nach Hause zu fahren. Und irgendwie war mir, als hätte ich diese ganze Zugfahrt nur geträumt.

Hat es Dir bis
jetzt gefallen?
[Hier gehts weiter](#)